

TONY RINAUDO

UNSERE BÄUME DER HOFFNUNG

Wie ein Mann die Wunder
der Schöpfung nutzbar macht,
um den Hunger zu besiegen

Aus dem australischen Englisch
von Corinna von Ludwiger

SCM

Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Tony Rinaudo: Unsere Bäume der Hoffnung
Copyright der überarbeiteten Lizenzausgabe:
© 2022 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de
Copyright der deutschsprachigen Originalausgabe:
© rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelzitate dieser Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus
in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Des Weiteren wurde verwendet:

Zürcher Bibel © 2007 Verlag der Zürcher Bibel beim Theologischen Verlag Zürich.
(ZB)

Übersetzung: Corinna von Ludwiger
Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart
Titelbild: Silas Koch, © World Vision
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: Finidr s.r.o.
Gedruckt in Tschechien
ISBN 978-3-7751-6162-6
Bestell-Nr. 396.162

INHALT

Vorwort von Christoph Waffenschmidt	9
Vorwort von Volker Schlöndorff	13
1 Von kahlen Hügeln und Asthöhlen	19
Das Gebet eines Kindes	26
Wurzeln	31
Richard St. Barbe Baker – ein Mann der Bäume	44
2 Die Auswahl ist groß	53
Vorbereitungen auf das neue Leben	57
Das Bible College in Neuseeland	61
Bekehrung – eine Herzensangelegenheit	69
Elternglück und letzte Vorbereitungen für Niger	72
3 Nach Hause kommen	81
Die Republik Niger	84
Hausa sprechen wie ein Esel aus Kano	88
Klänge aus Afrika	94
Maradi Farm School	102
Gesundheit, und nie mehr Pfannkuchen	106
Am richtigen Ort	119
Ein Besuch in Abalak	132
4 Die Entdeckung des unterirdischen Waldes	137
Wie man aus Feinden Freunde macht	147
Beschämend einfach	155
Bäume als ertragreiche Pflanzen erkennen	165

5 Verschwende nie eine gute Krise	171
Wenn Hunger den Alltag bestimmt	176
»Möge Ihr Gott Ihnen helfen.«	179
Weihnachten im Jahr der Hungersnot	191
Ein Jahr der Zäsur	194
Die Wiederbelebung der Hoffnung	203
6 Bäume drängen die Wüste zurück	211
Grüner Hunger	218
Eine Idee, deren Zeit gekommen war	222
Das Wiederaufforstungsprojekt von Humbo	225
FMNR-Hub beschleunigt die Verbreitung	231
Mit Liz zusammen unterwegs	235
Einige prägende Menschen der FMNR-Bewegung	238
Vom Projekt zur Bewegung	242
7 Vom Teufelskreis zum Gotteswerk	249
FMNR auf einer ganz neuen Stufe	253
Keine Zeit zu verlieren	257
Wie man die Welt wieder begrünt	261
Ein wunderbares Ergebnis	262
Anhang	267
World Vision	267
FMNR	269
Bibliografie	271
Danke	275
Bildnachweis	278
Anmerkungen	279

1

VON KAHLEN HÜGELN UND ASTHÖHLEN

»Die heutigen Kinder sind die Anführer von morgen.«

Sprichwort der Hausa

Unser Haus in Myrtleford, einer kleinen australischen Provinzstadt im Nordosten Victorias, befand sich am Fuße des *Reform Hill*. Von dort oben konnte ich fast die gesamte Ortschaft überblicken – Autos, die aussahen wie Spielzeug, Menschen, die ihren Geschäften nachgingen, das Ovens Valley aus der Vogelperspektive, die Mündung des Buffalo in den Ovens River und die zerfurchte Felswand des Mount Buffalo. Die stille Schönheit der blau-grünen Hügel und engen grünen Täler erfüllt mich bis heute mit einem starken Gefühl der Verbundenheit mit diesem Ort, obwohl ich schon so lange nicht mehr hier zu Hause bin.

Diese Hügel waren der perfekte Spielplatz für einen aktiven Jungen wie mich. Die Bäume erschienen mir wie stumme Zeugen vergangener Ereignisse. Seit wie vielen Jahrhunderten hatten sie wohl dem Eingeborenenstamm der *Ya-itma-thang* Schutz und Nahrung geboten? Wie lange schon hatten die Bäume im Frühling

oder Sommer über deren jährliche Pilgerfahrt ins Hochland zur Ernte von Bogong-Motten gewacht?

Millionen von Motten wandern bis zu 1000 Kilometer, um sich in den kühleren Felsspalten von Australiens südlichen Alpen zu sammeln. Auf heißer Asche geröstet, gelten sie wegen ihres süßen, nussigen Geschmacks und ihres hohen Fett- und Proteingehalts als Delikatesse. Der *Yaitma-thang*-Stamm besiedelte die Unterläufe der Flusstäler früher das ganze Jahr über. Ihre Lagerstätten errichteten sie auf den Ebenen des offenen Flachlands, wo es weicheren Boden, Wasser und Nahrungsquellen im Überfluss gab. Später, im 19. Jahrhundert, sollte ihnen das beim Aufeinanderprallen der Kulturen zum Verhängnis werden.

In dem Buch *Fire Country. How Indigenous Fire Management Could Help Save Australia* beschreibt der indigene Schriftsteller, Filmemacher und Berater Victor Steffensen die Landschaft vor der Kolonisierung als »wunderschön und reich an Nahrung, Medizin und Leben. Die Bäume, mit ihren Hunderten oder über tausend Jahren, waren riesig.«¹ Der australische Bestsellerautor Don Watson entzaubert in seinem Buch *The Bush* den Mythos vom Niemandsland. Er war offensichtlich dazu entworfen, um die Landnahme der frühen Siedler in kontinentalem Maßstab zu rechtfertigen. Watson zitiert zahlreiche Entdecker und Siedler, die auf eine Landschaft hinweisen, die in ihrer offenen Regelmäßigkeit und Schönheit wie der »Park eines Landadligen« aussah, eine »unermessliche Parkanlage, ein überwältigender Park«.²

Victor Steffensen schreibt über die Landbewirtschaftung der indigenen Völker Australiens:

Die Bäume wurden [von den indigenen Völkern] gepflegt, um sie dem Land zu erhalten, sodass sie alt und die Ältesten der Landschaft werden konnten, damit die

Bäume weiterhin Leben schenken und alles, was in ihrer Umgebung lebte, gedeihen lassen konnten. Durch die Landbewirtschaftung der indigenen Völker wurde sichergestellt, dass die meisten der Bäume Hunderte, wenn nicht gar Tausende Jahre lebten. Sie besiedelten das Land in Hülle und Fülle, zogen Nährstoffe aus dem Boden und gaben ihm Nährstoffe zurück, sodass alles Notwendige für eine gesunde Landschaft gegeben war.³

Beim Versuch, sich den kranken Zustand eines Großteils der heutigen australischen Landschaft zu erklären, weist Steffensen darauf hin, dass den meisten Menschen die Verbundenheit mit ihrem Land fehle.



Unsere kleine Stadt Myrtleford hat eine interessante Geschichte zu erzählen.

Ein Steinmonument erinnert an die Entdecker Hamilton Hume und William Hovell, die auf ihrer 700 Kilometer langen Entdeckungsreise auch durch Myrtleford gezogen waren. Die Expedition führte in den Jahren 1824/25 durch Ost-Australien, von Sydney in New South Wales bis nach Port Phillip in Victoria. Dann nahmen erste Besetzer das Land an sich, um darauf Schafe und Rinder zu weiden. Verlassene Goldminen und Schächte, alte Berghalden und ein enormer, inzwischen verstummter Gesteinsbrecher erzählen bis heute von der Zeit des Goldrauschs, der in den 1850er-Jahren begann. Reform Mine war mit einer Förderung bis 1880 von 21 000 Unzen Gold (600 kg) die produktivste unterirdische Mine in ganz North East Victoria. Vielleicht ist es sogar möglich, dass die Kelly-Bande, die berühmtesten australischen Bushranger, wie man

ursprünglich entlaufene Sträflinge in Australien bezeichnete, hier auf der Flucht vorbeikamen. Wer weiß.

Im Land um Myrtleford gewannen über die Jahre die verschiedensten Wirtschaftszweige an Bedeutung, die immer wieder von einer neuen, moderneren Idee abgelöst wurden. Dazu gehörte zum Beispiel die Beweidung mit Rindern, Milchkühen und Schafen. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg wurden hier Flachs und Kiefernplantagen, Hopfen, Weintrauben, Heidelbeeren, Oliven, Walnüsse, Kastanien und Tabak angebaut.

Tabak war seinerzeit die große Sensation. Er zog viele italienische Einwanderer ins Ovens Valley, um ein neues Leben für sich und seine Familie aufzubauen. Darunter war auch mein Großvater, Giuseppe Joe Rinaudo.

Ich gehörte einer kleinen Gruppe Kinder aus unserer Straße an, die am Ende der Sackgasse in der Elgin Street wohnten. Wir spielten oft zusammen und hielten unsere Schutzengel ordentlich auf Trab. Gelegentlich erfuhren unsere Mütter von einer Begegnung mit einer Schlange, Erkundungstouren in einem Minenschacht oder von der waghalsigen Besteigung eines Baums. Dann gab es erst einmal ein Abenteuerverbot, bis wir sie schließlich überzeugen konnten und wieder frei waren für das nächste. Am liebsten spielten wir Cowboy und Indianer. Wenn ich alleine unterwegs war, rannte ich, so schnell ich konnte, den Hügel hinunter und zerriss dabei die starken Seidenfäden, die zwischen den Bäumen von – so dachte ich damals – riesigen Spinnen gewebt worden waren. In meinen Träumen flog ich dabei die Hügel hinunter.

Wir sind eine große Familie: Ich bin das dritte Kind und habe drei Brüder und zwei Schwestern. Peter, mein kleiner Bruder, und ich waren in unserer Kindheit unzertrennlich. Wir durchkämmt den Busch, gingen angeln oder fuhren Fahrrad – allerdings glaube

ich heute, dass er oft eher mitkam, um mir zu gefallen, als aus großer Begeisterung für meine Abenteuerlust. Nach vier Jungs wünschte sich Mum unbedingt ein Mädchen. Dads einzige Schwester war früh an Leukämie gestorben und sie hinterließ auch zwei Jungs. So wurden meine Schwestern Cathy und Josie mit besonderer Freude in der Familie willkommen geheißen. Sie bedeuteten mir viel, und ich liebte es, auf sie aufzupassen.

So gut wie jeden Sonntagmorgen nach der Kirche holte Dad seine Boxkamera, eine Kodak Brownie, hervor. Während Mum zum Mittagessen Spaghetti kochte, arrangierte Dad eine schnelle Aufnahme von uns Kindern noch in der schicken Sonntagskleidung vor dem Kamelienbusch. Die ersten paar Jahre waren wir Kinder noch größer als der Busch, doch irgendwann überragte er uns. Nach dem Essen schichteten unsere Eltern alle sechs Kinder in unseren Ford-Kombi. Es folgte eine 40-minütige Fahrt von Myrtleford nach Wangaratta, wo wir Nanna und Nanu besuchten. Nonna und Nanu, so nannten wir unsere italienischen Großeltern.

Damals gab es in den Autos noch keine Gurte. Wenn wir Jungs auf dem Rücksitz Ärger machten, drehte sich Dad kurz zu uns um und verpasste uns einen Hieb, wenn wir uns nicht schnell genug wegduckten. Alles sehr zum Ärger meiner Mutter, die eine ausgesprochen nervöse Beifahrerin war und ständig Angst davor hatte, dass Vaters Aktionen einen Unfall verursachen könnten.



1966 – Unsere Mutter, mein Bruder Peter im mattgrünen T-Shirt, Sam im braunen Rollkragenpullover, ich im blau gestreiften Hemd, Josie in roter Strumpfhose und Cathy in roter Strickjacke, Joe fehlt auf dem Foto



Die kahlen Murrungee Hills, von der Abzweigung nach Beechworth aus gesehen

Nach der Abzweigung nach Beechworth öffnet sich das Land, und man blickt auf eine weite Ebene. Sie wird von den sanft geschwungenen, fast baumlosen Murrungee Hills eingerahmt. Kann ein Land sprechen? Vielleicht nicht mit Worten, doch es sprach zu mir.

**KANN EIN LAND
SPRECHEN? VIELLEICHT
NICHT MIT WORTEN,
DOCH ES SPRACH ZU MIR.**

Bereits als kleiner Junge empfand ich beim Anblick dieser abgeholzten Hügel eine Traurigkeit über die verloren gegangene Schönheit. In ihrer ungeschützten Kahlheit schienen die Hügel selbst zu trauern und dabei um Hilfe und Wiederherstellung der alten prächtigen Bäume zu rufen. Jeden

Sonntag bei der Fahrt nach Wangaratta sah ich mich im Geist dort oben in Gummistiefeln stehen, mit der Schaufel in der Hand. Ich sah mich Bäume pflanzen und die tiefen Erosionsrinnen eindämmen, von denen diese Hügel verwundet waren.



Manchmal kehrten wir erst in der Dunkelheit von Wangaratta zurück. An einigen Stellen der *Great Alpine Road* berührten sich die Äste der riesigen, Gummibäume über uns, die die Straße säumten. Während wir unter ihnen hindurchfuhren, leuchteten die Scheinwerfer die Stämme und Äste an. Vor dem schwarzen Hintergrund erschien der Anblick so, als wäre vor uns eine verzauberte Höhle. Sie tauchte vor uns auf und verschwand dann wieder hinter uns in der Dunkelheit. Mir waren diese kurzen Abschnitte von Asthöhlen nicht genug, und so pflanzte ich in meiner Vorstellung jedes Mal Bäume in die Lücken.

Natürlich wusste ich, dass Landwirtschaft notwendig ist, aber innerlich zweifelte ich schon in meinen Kindertagen daran, ob es wirklich so klug war, dafür alle Bäume auf dem Land zu roden. Warum verlangte eine landwirtschaftliche Bearbeitung des Bodens so viel Zerstörung? Ein paar Jahre später, als ich an der Universität Agrarwissenschaft studierte, schien sich diese Einsicht aus meinen Tagträumen zu bestätigen. Aber nicht in den Vorlesungen, sondern als ich mich in das Buch *Forest Farming. Towards a Solution to Problems of World Hunger and Conservation* von James Sholto Douglas vertiefte. Der Ökologe und Agronom beschreibt darin, wie die Verbindung von Bäumen, Getreide und Vieh zu einem gesünderen ökologischen Gleichgewicht führt und wie so auch größere Erträge der angebauten Feldfrüchte erzielt werden können. Auf diese Art und Weise können gleichzeitig auch noch zusätzliche Materialien gewonnen werden, nämlich für Kleidung, Brennstoff und Wohnungen.

Mir leuchtete das sofort ein. Es war vollkommen logisch. Doch dieser Ansatz widersprach der Vorgehensweise, die hier seit den ersten Siedlern Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts etabliert war. Die Kolonialisten brachten ihre landwirtschaftlichen Methoden aus Europa mit. Methoden, die Ökosysteme zerstörten, nicht ganzheitlich in den Blick nahmen. Sie betrachteten es als ihre

Pflicht, den wilden Busch zu zähmen und zu zivilisieren, um ihn nutzbar zu machen. Häufig vertrieben sie die Ureinwohner, rodeten die Bäume und töteten die wilden Tiere. Siedler, denen ein Stück Land zugesprochen wurde, wurden von der Regierung sogar dazu verpflichtet, es von den Bäumen zu befreien.

Es gibt ein altes Sprichwort aus dem australischen Busch, das die Haltung der frühen Siedler gut zusammenfasst: »Was sich bewegt, das erschieße, was stillsteht, das falle.« Diesen Spruch hörte man in den heiligen Hallen der Universitäten zu meiner Studienzeit zwar nur noch selten. Doch der einzige Unterschied zwischen den kolonialen Methoden und der modernen Landwirtschaft bestand in der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Logik, die sie mit dem Nimbus der Seriosität umgab.

Die moderne Landwirtschaft beruhte auf diesem fehlerhaften, von den europäischen Siedlern gelegten Fundament. Sie ist gekennzeichnet durch die Einförmigkeit von Getreideanbau und Viehhaltung zum Zweck der Erwirtschaftung immer höherer Erträge, und wird ausschließlich von der Gier nach höheren Profiten gesteuert. Sie agiert ohne Rücksicht auf den hohen ökologischen Preis dieser Verfahrensweise – dem Verlust intakter Ökosysteme, dem Verlust der Artenvielfalt und der Bodenqualität. Natürlich müssen Landwirte auch Gewinn machen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und überlebensfähig zu bleiben. Aber wenn dies auf Kosten des eigenen Landes geschieht, das durch Raubbau entwertet wird, dann schadet das nicht nur ihnen, sondern auch zukünftigen Generationen.

Das Gebet eines Kindes

Seit den späten 1920er-Jahren verdrängten exotische Kiefernplantagen auf vielen Hügeln der Gegend langsam die einheimi-

sche Vegetation. Das Buschland wurde mit Bulldozern bearbeitet, Tausende Bäume zu Stapeln aufeinandergehäuft und verbrannt. Das Holz wurde noch nicht einmal verwendet! Die steilen Hügel wurden jeglicher Vegetation beraubt. Zurück blieb nichts als kahler Boden. Später wurden die Hügel mit einer Monokultur von Monterey-Kiefern bepflanzt, eine Baumart, die an der zentralkalifornischen Küste beheimatet ist. Selbst einem Kind wie mir erschien diese Idee sehr kurzsichtig und schlecht durchdacht.



Myrtleford, 2021 – In Vorbereitung auf die Anpflanzung exotischer Kiefern wird die gesamte einheimische Vegetation gerodet und verbrannt. Das Land liegt oft mehrere Jahre lang gerodet da.

Durch diese dunklen, stillen Wälder ohne Unterholz zu wandern, war wie ein Spaziergang durch eine Wüste. Die einzigen Vögel, die ich dort sah, wollten so schnell wie möglich wieder heraus. Ich glaube, meine Abneigung galt weniger den exotischen Bäumen, sondern vielmehr der enormen Verschwendung. Es schmerzte mich, dass die Achtung für das, was vorher da gewesen war, fehlte. Nicht

einmal die Täler oder die Bergkuppen hatte man für die Bewahrung der ursprünglichen Artenvielfalt verschont. Ohne Weitblick wurde kein Rückzugsort für wilde Tiere und die heimische Pflanzenwelt übrig gelassen.

In den fruchtbaren Tälern, in denen jetzt großflächig Tabak angebaut wurde, fiel nun regelmäßig ein Sprühnebel von Pestiziden über die Pflanzen und die kalten, kristallklaren Gebirgsbäche. Bäche, in denen ich mit meinen Geschwistern und Freunden gerne angelte und schwamm. Bäche, aus denen weiter unten ganze Ortschaften ihr Trinkwasser bezogen.

Kurz darauf setzte ein gewaltiges Fischsterben ein. Beim Baden bot sich uns immer öfter der widerwärtige Anblick und Gestank von großen Forellen, die mit dem Bauch nach oben tot vorbeitrieben. Diese Wasserläufe hatten bereits während der Ära des Goldrauschs 1899 beträchtlichen Schaden genommen. 1955 setzte sich das fort. Das Goldwaschen und -schleusen wich dem Einsatz von gigantischen Baggern, die die einst lebendigen Wasserläufe systematisch zerstörten und die fruchtbaren Täler mit Kiesablagerungen erstickten. Als ich im Teenageralter war, wurde das bereits beschädigte Flusssystem erneut bearbeitet. Man begann damit, das Flussbett mit Bulldozern abzutragen, um die Fließgeschwindigkeit zu erhöhen. Das sollte die Lösung für das Problem der zerstörerischen Überschwemmungen sein, die durch die Rodung erst vermehrt auftraten. Dieser gravierende Eingriff zerstörte den Lebensraum der Fische und verwandelte meine geliebten, wilden Flussläufe in breite, seichte Kanäle.

1969, als ich zwölf Jahre alt war, las ich darüber, dass der Cuyahoga River⁴ in Ohio, USA, von Chemikalien so verschmutzt war, dass er Feuer fing. Diese Katastrophe hätte das gedankenlose Streben der Entscheider, bei allen wirtschaftlichen Interessen vor allem

Reichtum und Gewinnsteigerung zu erlangen, sofort beenden müssen. Aber nichts geschah. Ich erinnere mich noch gut daran, wie mich das erschütterte. Mein ohnehin geringes Vertrauen in die Fähigkeit von Regierung oder Industrie bekam einen erneuten Knacks. Würden sie jemals moralisch vertretbare Entscheidungen in Umweltangelegenheiten treffen? Weltweit waren damals Tropenabholzung, Ölkatastrophen in den Ozeanen und industrielle Umweltverschmutzung fast wöchentlich in den Nachrichten.

Die regelmäßigen Reportagen, in denen von Umweltschäden, Zerstörung und negativen Entwicklungen berichtet wurden, hinterließen bei mir tiefe Spuren. Es schien mir, als würde ein globaler Krieg gegen die Natur herrschen. Vor unserer Haustüre hatte ich den sinnlosen Kahlschlag von Hügeln und vergifteten Flüssen direkt vor Augen – ich malte mir eine apokalyptische Zukunft ohne Natur aus. Ich fragte mich, wie vernünftige Erwachsene dem Planeten so etwas antun konnten. Abgesehen von seiner einzigartigen Schönheit: War dies nicht auch der Planet, auf dem wir lebten und von dem wir alle anhängig waren? Fragen, die mir auch später in Afrika keine Ruhe lassen würden: Wie konnten kluge, fleißige Bauern die Bäume zerstören, die die Landwirtschaft erst ermöglichen, und damit das Wohl ihrer Familie aufs Spiel setzen?

Im Nachhinein betrachtet, machte mich nicht nur die Zerstörung an sich wütend. Was mich so heftig reagieren ließ, war die Tatsache, dass diese Gewalt gegen die Natur von den meisten Menschen als normal empfunden wurde. Man akzeptierte sie als nötiges Übel, weil der sogenannte »Fortschritt« Vorrang vor natürlichen Prozessen hatte. Für mich eine komplette Fehleinschätzung der Situation.



In meiner Jugend berichteten die Abendnachrichten noch von einem anderen Thema ähnlich oft wie von Naturkatastrophen: Hungersnöte. Dauernd herrschte in irgendeinem weit entfernten Land Krieg oder Dürre, und die Menschen litten Hunger. Ich fand es ungerecht, dass Kinder, die einfach das Pech hatten, in einem anderen Land geboren worden zu sein, hungrig einschlafen mussten. Ich weiß noch, wie dieses Wissen wie eine Last schwer auf mir lag, und dass ich mir sehnlichst wünschte, irgendetwas tun zu können, was zur Lösung dieses Problems beitrug.

Bis es so weit war, musste ich allerdings noch viel über das Verhalten der Menschen lernen. So erzählte mir ein alter italienischer Tabakfarmer aus Myrtleford, dass man während des Zweiten Weltkrieges in Italien Zigaretten verteilte, um die Nerven zu beruhigen. Tabak entwickelte sich im Nordosten Victorias vor allem ab den 1960er-Jahren zu einem blühenden Industriezweig, und der Tabak

»LIEBER GOTT, BITTE MACH MICH ZU DEINEM WERKZEUG, DAMIT ICH IRGENDWIE IRGENDWO ETWAS VERÄNDERN KANN.«

galt damals nicht als schädlich. Viele Migranten, darunter auch meine Großeltern, verließen Italien auf der Suche nach einem besseren Leben – auf der Flucht vor Faschismus, Armut und der Ohnmacht von Chancenlosigkeit. Und sie fanden Arbeit in der Tabakindustrie. Die Dinge sind wohl nie nur Schwarz und

Weiß, und die Bauern verdienten damit einfach ihren Lebensunterhalt. Gleichzeitig fragte ich mich: Welche Werte dienen als Grundlage, dass man fruchtbares Land und wertvolles Wasser zum Anbau eines Krauts benutzt, das, wie sich dann herausstellte, Menschen krank macht, während andernorts Menschen wegen Nahrungsmangel sterben?

Ich war wütend über die Umweltzerstörung und die Ungerechtigkeit, die von bitterer Armut verursacht wurde. Ich fühlte mich

angesichts der Gleichgültigkeit vieler Erwachsener machtlos, aber mir fehlten noch die Reife und die sozialen Kompetenzen, um darüber zu sprechen. Deswegen wandte ich mich an Gott. Immerhin, er war der Schöpfer dieser Erde. Als ich zwölf Jahre alt war und noch nicht wusste, was ich tun sollte, schickte ich ein aufrichtiges Kindergebet gen Himmel: »Lieber Gott, bitte mach mich zu deinem Werkzeug, damit ich irgendwie irgendwo etwas verändern kann.« Bis zum heutigen Tag motiviert mich dieses Gebet. Es hat eine Kraft freigesetzt, die mich bis heute aktiviert.

Als Teenager fasste ich dann einen Entschluss: Ich würde mir das Leben von Albert Schweitzer und den vielen Missionaren, die einem bequemen Leben den Rücken gekehrt hatten, um anderen zu helfen, zum Vorbild nehmen. Ich würde losziehen.

Wurzeln

Mein Vater, Gaetano (Tom) Rinaudo, wurde in Ramacca, im Landesinnern von Sizilien geboren. Meine Mutter, Carolina Rando, kam aus Scari im Nordosten der aktiven Vulkaninsel Stromboli. Papa erzählte uns später scherzhaft, dass Stromboli so klein war, dass die Bewohner bei Flut nach Sizilien schwimmen mussten, um ins Trockene zu gelangen. Mein Urgroßvater mütterlicherseits, Gaetano Russo, kommt in mehreren Szenen in Roberto Rossellinis Film *Stromboli* vor. Er wurde 1950 gedreht und die preisgekrönte Ingrid Bergman spielt die Hauptrolle. Im Film wird gezeigt, wie die Monotonie und Beschaulichkeit des Dorflebens nur durch die jährliche Thunfischjagd unterbrochen wird. Das verschlafene Dorf entpuppt sich dann auf einen Schlag als trubeliger Haufen, und die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen voneinander wird klar ersichtlich.

Als die Ruderboote auf dem Meer dann den Fang einkreisen und die Fischer Schulter an Schulter im Boot stehen, die Netze fest um die Thunfische gezogen, bringt ihr rhythmisches Zeren und ihr gemeinsamer Gesang die See zum Schäumen. Die Männer ziehen einen riesigen Thunfisch nach dem anderen in ihre Boote.

Das tatsächliche Leben auf Stromboli und in Sizilien war hart. Die meisten Jungen wurden nach Amerika, Kanada, Australien oder Neuseeland geschickt, wenn sie zwischen zwölf und vierzehn Jahren alt waren. Sie sollten dort für Verwandte oder ehemalige Nachbarn arbeiten, die ihnen vorausgegangen waren. Mein Großvater mütterlicherseits, Salvatore (Sam) Rando, bildete da keine Ausnahme. Als er zehn Jahre alt war, 1904, wurde er nach Wellington im Süden Neuseelands geschickt, um dort seinen Vater, den Fischhändler Giacomo Rando, zu unterstützen. Sechs Jahre später machte er sich auf den Weg nach New York, um im Obstladen eines Onkels zu arbeiten. Da der ihm aber keinen Lohn zahlte, kündigte er, fand eine Anstellung als Milchmann und arbeitete sich hoch bis zum Manager der *Reid Ice Cream Company* in Brooklyn. Er erzählte mir später, dass es auf den Milchfahrten oft so kalt war, dass er seine Jacke mit Zeitungen auskleidete.

Mein Großvater liebte das Meer und die Marine. So heuerte er von 1917 bis 1919 als Matrose in der Küstenschutzreserve der US-Marine auf der *USS Arizona* an. Jahre später weinte er bitter, als er vom Untergang der *USS Arizona* in der Zeitung las. Am 7. Dezember 1941 wurde das Schiff versenkt und die 1177 Männer an Bord starben durch den japanischen Angriff auf *Pearl Harbour*.

Eines Tages hatte mein Großvater eine zufällige Begegnung mit Cornelius Vanderbilt, der später als Stammhalter der Vanderbilt-Dynastie in die Geschichte eingehen sollte. Vanderbilt machte ein Milliardengeschäft in der Eisenbahnindustrie und zählt als einer der reichsten Unternehmer der US-Geschichte. Mit diesem »Eisen-

bahnkönig« entwickelte mein Großvater eine Freundschaft – und die Realisierung seines Traums: ein Gemischtwarenladen auf Coney Island, von meiner Mutter immer »Coney-Island-Mischgeschäft« betitelt.

Der Laden lief gut. Vor allem während der Hauptsaison des Vergnügungsparks im Sommer. Mit dem, was er verdiente, verbrachte er jedes Jahr sechs Monate in den USA und sechs Monate in Stromboli. Während einer dieser Aufenthalte in Stromboli heiratete er und bekam drei Kinder, darunter meine Mutter, Carolina Rando. Mein Großvater war fest entschlossen, seine Frau und die drei Kinder, die schnell der Reihe nach kamen, auch mit nach New York zu nehmen. Aber sein Vater, der sich inzwischen mit dem Rest der Familie in Melbourne, Australien, niedergelassen hatte, bat ihn eindringlich, sich ihnen doch anzuschließen. Meine Mutter war sieben Jahre alt, als sie mit ihren Eltern 1932 in Melbourne ankam.

Mum war eine ruhige, denkende Person. Von frühester Kindheit an war sie streng katholisch erzogen worden. Die *Chiesa di San Vincenzo*, die Kirche St. Vinzent in Scari, spielte nicht nur in ihrem Leben – sie wurde dort getauft und gefirmt –, sondern auch im Leben aller Inselbewohner eine stark prägende Rolle. Der Glaube brachte die Menschen in Verbindung miteinander und mit Gott. Die Kirche bot ihnen aber nicht nur geistige Nahrung. Wenn der Vulkan von Zeit zu Zeit seine Trümmer auf die Insel regnen ließ, suchten die Bewohner Schutz in St. Vinzent. Der Vulkan Stromboli befand sich in den letzten 5000 Jahren in fast ständiger Eruption. Meine Mutter hat oft erzählt, wie sie beispielsweise in die Kirche flüchtete, als der Vulkan am 11. September 1930 ausbrach. Dieser Ausbruch gilt als das heftigste und zerstörerischste Ereignis in den historischen Aufzeichnungen des Strombolis. Er verursachte erhebliche Schäden und kostete drei Einwohnern das Leben.